

THOMAS STRÄSSLE, CHRISTOPH KLEINSCHMIDT, JOHANNE MOHS (Hg.)

Das Zusammenspiel der Materialien in den Künsten

Theorien – Praktiken – Perspektiven

Die vorliegende Publikation wurde unterstützt durch die Hochschule der Künste Bern.

- ● ● ●
-
- Berner Fachhochschule
- Haute école spécialisée bernoise
- Hochschule der Künste Bern**
- Haute école des arts de Berne**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: Karin Lehmann, »Ohne Titel«, 2011,
Styropor, Zement, Streichhölzer, 30 cm x 50 cm x 10 cm
Satz: Justine Haida, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-8376-2264-5

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:

info@transcript-verlag.de

Inhalt

Einleitung

Plurals materialitäts

Thomas Strässle | 7

THEORIEN

Erscheinung des ›Un-Scheinbaren‹

Überlegungen zu einer Ästhetik der Materialität

Dieter Mersch | 27

Intermaterialität als Programm

Zu einer Kultursemiotik der produktiven Materie (nach Kristeva)

Sigrid G. Köhler | 45

Die Literatur, das Material und die Künste

Intermaterialität aus literaturwissenschaftlicher Perspektive

Christoph Kleinschmidt | 69

Von der Materialität der Sprache zur Intermaterialität der Zeichen

Thomas Strässle | 85

PRAKTIKEN

Spareribs – The Good Stuff is in Between

Eine Ausstellung von Karin Lehmann | 101

Verschiebung der Materialidentität

Eine Betrachtung

Karin Lehmann | 109

Unterwegs im Inter

Anselm Stalder | 115

PERSPEKTIVEN

Marmor, Stein und Sprache

Marinos Adone (1623) und die Ordnung der materiellen Welt

Marc Föcking | 129

Goldlieder – Es ist nicht alles Gold, was glänzt

Stella Hausmann | 153

Collagen, Wortdinge und stumme Bücher

Hans Christian Andersens (inter)materielle Poetik

Klaus Müller-Wille | 183

Der Traum von der Materialität

Ein ästhetischer Diskurs über Visualität und Materialität in den Künsten

Annette Simonis | 221

Materialgerechte Medialität

Johanne Mohs | 239

Papier und Stein

Kommunikative Potenziale anachronistischer Trägermaterialien in der

zeitgenössischen Kunst

Monika Wagner | 263

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren | 277

Einleitung

Plurialis materialitatis

Thomas Strässle

WISSENSCHAFTSGESCHICHTLICHE HINTERGRÜNDE

Als im Jahr 1988 der von Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer herausgegebene Band *Materialität der Kommunikation* erschien, war in den einleitenden Bemerkungen Pfeiffers zu lesen, der Begriff *Materialität* scheine »aus herrschenden Wissenschaftsparadigmen ausgespart«.¹ Den Grund für diesen Befund sah Pfeiffer in erster Linie darin, dass der Materialitätsbegriff »durch die fehlende Würde einer *Begriffsgeschichte* gehandicapt« sei. Zwar tauche er vom 19. Jahrhundert bis zum Strukturalismus und Poststrukturalismus gelegentlich auf, doch habe er sich nicht zu einem theoriefähigen Kontext verdichtet. Entsprechend gebe es weder eine Geschichte noch eine Definition des Materialitätsbegriffs – und weder die eine noch die andere lasse sich unter solchen Voraussetzungen geben.

Ein zweiter und nicht unwesentlicher Grund für das Ausgespartsein des Materialitätsbegriffs aus den damals herrschenden Wissenschaftsparadigmen war der epochalen Signatur ableisbar: »In einer Zeit, in der die ›Realität‹ von den ›Codes‹ verschluckt, in ›Szenarien‹ aufgelöst wird, in der das Reale nur noch eine ›halluzinierende Ähnlichkeit mit sich selbst besitzt, scheint selbst die natürliche Einstellung, die anspruchslöse Wahrnehmungsnaivität alltäglich-visueller Dinglichkeit nicht mehr zuverlässig.«² Statt der Rede von der Materialität sei vielmehr die Rede von *Immaterialitäten* – von Lyotardschen *immatériaux* im Sinne

1 | Pfeiffer 1988: 16.

2 | Ebd.: 17.

- Meister, Carolin (2007): »Ohne Illusion. Von anderen Räumen der Zeichnung«, in: Angela Lammert/Carolin Meister/Jan-Philipp Frühsorge/Andreas Schallhorn (Hg.), Räume der Zeichnung, Nürnberg: Verlag für moderne Kunst, S. 170-179.
- Merleau-Ponty, Maurice (1986): Das Sichtbare und das Unsichtbare, München: Wilhelm Fink.
- Mersch, Dieter (2002): Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mersch, Dieter (2008): »Stille als Ereignis. Zur Ortschaft des musikalischen Geschehens«, in: Jörn Peter Hiekel (Hg.), Sinnbildungen. Spiritualität in der Musik heute, Mainz: Schott, S. 46-58.
- Mersch, Dieter (2010): Posthermeneutik, Berlin: Akademie Verlag.
- Panofsky, Erwin (1998): »Die Perspektive als »symbolische Form« (1927)«, in: Harjolf Oberer/Egon Verheyen (Hg.), Erwin Panofsky: Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft, Berlin: Spiess, S. 99-167.
- Ponge, Francis (1990): Texte zur Kunst, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Richter, Hans (1973): Dada – Kunst und Antikunst. Der Beitrag Dadas zur Kunst des 20. Jahrhunderts, Köln: DuMont.
- Serres, Michel (1993): Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tzara, Tristan/Jung, Franz et al. (1995/2005a): »Dadaistisches Manifest 1918«, in: Asholt/Fähnders, Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde, S. 145-147.
- Tzara, Tristan (1995/2005b): »Manifest Dada 1918«, in: Asholt/Fähnders, Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde, S. 149-155.
- Wagner, Monika (2001): Das Material der Kunst. Eine andere Geschichte der Moderne, München: C.H. Beck.

Intermaterialität als Programm

Zu einer Kultursemiotik der produktiven Materie
(nach Kristeva)

Sigrid G. Köhler

Gibt es *produktive* Materie? – Allein die Frage impliziert schon ein Statement, denn die in der westlichen Kultur- und Philosophiegeschichte dominante Kodierung der Materie sagt anderes. »Materie« wird in dieser Geschichte seit der Antike von ihrer Gegenspielerin »Form« bzw. ihrem Gegenspieler »Geist« begleitet, im Vergleich zu diesen beiden als die weniger wichtige entworfen und ihnen in der Folge untergeordnet, weil sie nur gedacht, geformt oder bearbeitet wird. Zugleich weist diese vor allem philosophisch begründete Dominanz doch ein gehöriges Irritationspotenzial auf: Nicht zuletzt Entstehungsprozesse können, wie sich an den unzähligen kosmologischen Entwürfen seit der Antike bis heute zeigt, nicht ohne Materie gedacht werden, geschweige denn stattfinden. Der Gedanke, dass Materie keinen eigenen Anteil an solchen Prozessen haben sollte, erscheint geradezu widersinnig. Spätestens mit der Formierung der modernen Naturwissenschaften hält die Materie denn auch Einzug in andere Diskurse und Debatten, in denen ihr eine ihre eigene Produktivität zugesprochen wird. Die Form und der Geist folgen ihr dorthin nicht. Allerdings zahlt sie diese Loslösung auch mit dem Preis ihrer allmählichen begrifflichen Auflösung.¹

¹ | Davon zeugen nicht zuletzt erneut die jüngsten Meldungen von der Entdeckung des »Higgs-Teilchens«, das als letztes Teilchen im sogenannten Standard-Modell fehlte (demzufolge Materie aus z.T. fast masselosen Teilchen besteht) und dessen Entdeckung mit der großen Hoffnung verbunden ist, die Entstehung unseres Universums nun besser verstehen zu können (vgl. Lindinger 2012).

Einspruch gegen diese historisch dominante Kodierung der Materie lässt sich aber nicht nur von Seiten der Naturwissenschaften erheben, und entsprechend hängt eine kritische Betrachtung dieser Konstellation auch nicht vom Beginn der modernen Naturwissenschaften ab. Vielmehr zeigt sich bei genauerem Hinsehen in der westlichen Philosophiegeschichte von Anfang an eine kritische Reflexion der Paarung von ›Form‹ oder ›Geist‹ auf der einen und ›Materie‹ auf der anderen Seite. Diese Reflexion hat sich vielleicht nicht immer als Einspruch gestaltet, dennoch aber wiederkehrend die Frage nach dem Anteil der Materie an Konstitutionsprozessen aufgeworfen und dabei nicht zwangsläufig gleich eine materialistische Position im engeren Sinne nahe gelegt.² Die Befragung der Materie-Form-Relation kann ganz unterschiedlichen Strategien folgen: Zuweilen wird die Dichotomisierung von Form und Materie zugunsten eines dritten Begriffs aufgegeben, wie etwa eines metaphysisch gedachten ›Finer‹ oder ›Absoluten‹ in neuplatonisch geprägten Positionen der Frühen Neuzeit, oder zugunsten eines stärker naturphilosophisch respektive naturwissenschaftlich konzipierten Organismusbegriffs seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Eine solche Vorgehensweise erlaubt es, den Prozess der Formierung wie auch seine materielle Disposition als untrennbare Dimensionen in ein einziges Konzept zu integrieren und damit der Interdependenz, aber auch der Interferenz von Materie und Form Rechnung zu tragen. Es hat sich aber auch als strategisch sinnvoll erwiesen, am Begriff der Materie festzuhalten. Dies impliziert nicht zwangsläufig einen naiven Materie-Holismus, denn produktive Materie muss in ihrer Konzeptualisierung immer *mehr* sein als schiere Materie. Begriffliches Insistieren kann viel gezielter die Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Materie und ihre Dichotomisierung lenken, um genau jene Weichenstellungen in den Blick zu rücken, die zur Kodierung der Materie und den daraus resultierenden politischen und ethischen Implikationen maßgeblich beigetragen haben – Weichenstellungen, die gerade nicht unwirfflich die Relation von Materie und Form fixieren, sondern durch die Revision neu in Bewegung versetzt werden. Dieser Weg ist in den letzten Jahrzehnten insbesondere von den Gender Studies, der Wissenschaftsgeschichte, aber auch von Seiten einer ethisch oder ästhetisch motivierten Philosophie beschrritten worden. Dabei sind die zentralen Schnittstellen der Materie-Geschichte in den Blick gerückt, an denen sich die kulturhis-

torisch wie gesellschaftspolitisch höchst brisanten Konsequenzen der Kodierungen der Materie zeigen. Dazu gehören: die Geschlechterordnung, die anthropozentrische Hybris samt der daraus resultierenden Haltung des Menschen zu seiner Umwelt (einschließlich des instrumentalen Umgangs mit der Welt der Dinge und Objekte) und schließlich die Frage der Alterität bzw. des Anderen.

MATERIE BEI KRISTEVA

Auch Julia Kristeva schlägt in ihrer wohl immer noch wichtigsten Monographie *Die Revolution der poetischen Sprache* (1974) diesen Weg ein. Ihre Monographie speist sich aus einem breiten Theorie- und Diskurspektrum, ausgehend von der Semiotik über die Philosophie und Psychoanalyse bis hin zu Literaturtheorie und materialistischer Gesellschaftskritik. In einem sehr eigenwilligen Schreibverfahren der Identifizierung und Überschreibung lässt sie diese unterschiedlichen Positionen und Ansätze zusammenspielen. Materie wird dabei nicht eigens als Begriff eingeführt und auch erst relativ spät als eine für die Argumentation relevante Kategorie profiliert – eigentlich erst in der zweiten Hälfte des Buchs. Dennoch lässt sich ihre gesamte Sprach- und Kulturtheorie im Grunde aus einem Materie-Konzept herleiten, das Materie als eigenständige und eben produktive Größe entwirft. Entsprechend ist Materie denn auch vielfach präsent, wenn nicht als Begriff, so als Attribuierung, in der Metaphorik (aus dem Bereich des Biologischen und des Körperlichen) – und last, but not least aufgrund ihrer Referenztexte und -konzepte, unter denen zunächst aus der Sicht der Materie der Bezug auf den dialektischen Materialismus am augenscheinlichsten ist, zu denen aber auch ihre Rekurse etwa auf Husserl, Freud, Platon oder Hegel zu zählen sind.

Wenn man von einem Materiekonzept bei Kristeva sprechen möchte, so muss man diesen Bezügen folgen, in denen aber keine Rekonstruktion und/oder Weiterführung der entsprechenden Konzepte stattfindet. Stattdessen vollzieht Kristeva ein eher als synkretistisch zu bezeichnendes Aneignen, Überschriften und Rekontextualisieren. Der Entwurf einer produktiven Materie wird dabei nicht so sehr, wie es die emphatische und wiederkehrende Rede von einer ›revolutionären Praxis‹ nahelegen könnte, von materialistischen Positionen abgeleitet. Letztere geben dieser Praxis vielmehr den gesellschaftskritischen Impetus vor. Wenn es um die Mate-

rie im engeren Sinne geht, so steht allen voran Freuds Triebtheorie für die biologische und damit auch materielle Fundierung der Produktivität ein. An zentraler Stelle ihrer Argumentation rekurriert sie jedoch auch auf zwei für die Geschichte der Materie entscheidende historische Positionen, die gerade in ihrer Rezeptionsgeschichte immer wieder mit der dichotomen Kodierung der Materie in Verbindung gebracht worden sind: Platons *Timaios*, der nicht zuletzt in den Gender Studies immer wieder als einer der Gründungstexte für die geschlechterspezifische Kodierung der Materie-Form-Dichotomie rezipiert wird, und Hegels idealistische Dialektik, die repräsentativ für die Tilgung der Materie im deutschen Idealismus steht. Kristeva schlägt in ihrer Lektüre aber einen anderen Weg ein und zeigt, inwiefern mit diesen Positionen auch eine ganz andere Weichenstellung angelegt werden könnte.

Die Schriften von Julia Kristeva umfassen ein breites theoretisches Spektrum, angefangen bei ihrer Tel-Quel-Zeit, die vor allem sprach- und texttheoretisch ausgerichtet ist, über die stärker psychoanalytisch und kultursemiotisch geprägten Bücher (die *Revolution der poetischen Sprache* bildet dabei sicherlich eine Scharnierstelle zwischen diesen beiden Phasen) bis hin zu ihren eigenen literarischen Texten und explizit auf eine weibliche Ethik ausgerichteten Schriften jüngerer Datums. Mit der Frage nach einer produktiven Materie steht im Folgenden Kristevas Rekodierung diskursgeschichtlicher Bestimmungen der Materie in der *Revolution der poetischen Sprache* im Fokus und nicht so sehr die geläufige, im Zuge des Poststrukturalismus so prominent gewordene und mit dem Namen Kristeva eher verbundene Rede von der Materialität der Sprache,³ wie sie sie in ihren früheren, eher der Tel-Quel-Periode zugerechneten Schriften entwickelt hat.⁴

Einen der zentralen theoretischen Bezugspunkte in der *Revolution der poetischen Sprache* bildet die Psychoanalyse. Dies führt konsequenterweise dazu, dass Kristevas Revision der Materie-Kodierungen mit einer Problematisierung des Subjekt-Status einhergeht,⁵ die im Materie-Kontext wiederum in mehrfacher Hinsicht ihr eigenes Potenzial birgt: zunächst als eine Kritik der patriarchalen Geschlechterordnung, wie sie Kristeva auch selbst immer wieder formuliert hat. Sie ließe sich ebenso mit einer

Anthropozentrismus-Kritik der Technoscience bzw. der Wissenschaftsgeschichte verbinden, da Materie im Rückgriff auf Wissensformationen der Biologie und Genetik explizit als körperliche bzw. biologische beschrieben und auf diese Weise die Vorstellung eines autonomen Subjekts in die eines, mit Haraway gesprochen, »materiellen Agenten« transformiert wird.⁶ Darüber hinaus ist für Kristevas Materie-Konzeption aber kennzeichnend, dass sie Materie als »heterogen« denkt. Damit passiert sie die Grenze der kritischen Reflexion diskursgeschichtlicher Kodierungen und leistet, so die These, einen zentralen kultursemiotischen Beitrag zu der Frage, wie eine produktive Materie überhaupt konzeptionell entworfen werden kann. Im Zuge von Poststrukturalismus und Dekonstruktion ist die Materie im Sinne einer Bewegung des »Entzogenen« oder »Widerständigen« mit einer »dekonstruktiven Produktivität« versehen worden.⁷ Kristevas Insistieren, dass das, was sie mit Materie bezeichnet, nicht diskursiv zu fassen ist, scheint dem entgegen zu kommen. Genau diese Position hat ihr wiederum aus den Gender Studies und allen voran von Judith Butler beträchtliche Kritik eingebracht, insbesondere da sie diese vordiskursive Materie weiterhin als weibliche entwirft und damit zu sehr der gängigen Diskursivierung der Materie als weiblicher, vorkultureller Größe verhaftet bleibt.⁸ Aus Butlers Perspektive, der es gerade um die Dekonstruktion von *diskursiven* Materie-Kodierungen geht, ist dies nur konsequent. Wenn es allerdings darum geht, Materie als eigenständige produktive Größe zu denken (die über ein dekonstruktives Potenzial hinausgeht), so gilt es, sich genau diesem Paradox zu stellen, d.h. sie als vordiskursive zu kodifizieren, wohl wissend, dass sie sprachlich nur diskursiv zu fassen ist. Kristevas Rede von einer »heterogenen Materie« scheint dem Rechnung zu tragen, insbesondere wenn sie sich aus sehr unterschiedlichen diskursiven Kontexten und Disziplinen wie etwa aus der Biologie, der Philosophie, der Psychoanalyse oder aus dem dialektischen Materialismus speist. Denn dieses Verfahren zeigt, dass Materie nicht als homogenes, wie auch immer vorzustellendes rein stoffliches Prinzip zu fassen ist. Und es macht deutlich, dass sich die Produktivität der Materie gerade aus ihren Interferenzen und Interdependenzen ergibt, die sie als heterogene in Bezug auf ihre eigenen möglichen Beschaffenheiten aufweist. Dazu gehört

3 | Vgl. Mersch 1999.

4 | Vgl. dazu auch den Beitrag von Thomas Strässle in diesem Band.

5 | Vgl. Bischoff 2002, bes. das 2. Kapitel: 16-96.

6 | Vgl. Haraway 1995: 96f.

7 | Vgl. Köhler 2013.

8 | Vgl. Butler 1991: 123-142.

auch Offenheit für bzw. die Inklusion von nichtmateriellen Dimensionen. Mit anderen Worten: Materie ist produktiv, weil sie (in sich) different ist, weil sie immer ›mehr, ›dazwischen‹ oder ›anderes‹ ist, weil sie in ihrer ›Unterschiedenheit immer auch ›intermateriell, kurz ein Zusammenspiel von Vielen ist. Die Rede über Materie impliziert also immer auch eine über Internaterialität.⁹

Dass es Kristeva in ihrem Schreiben immer schon um mehr als nur um sprach- und kultursemiotische Analyse geht, zeigt sich in all ihren Texten. In der *Revolution der poetischen Sprache* manifestiert sich dieses ›Mehr‹ als Entwurf einer revolutionären Praxis, welche die bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen transformieren soll. Einer der wesentlichen Orte, an dem und durch den sich die gesellschaftliche Ordnung etabliert, ist für sie die Sprache, die in ihrer Diktion und in Anlehnung an Lacan zum ›Symbolischen‹ avanciert. In dieser Privilegierung der Sprache zeigt sich Kristevas disziplinäre Herkunft aus der Linguistik wie auch ihre Verortung in Strukturalismus und Poststrukturalismus. Entsprechend kreist ihr Schreiben um den Prozess sprachlicher Bedeutungsproduktion. Die formale Herangehensweise der strukturalen Linguistik, so Kristevas Kritik an zeitgenössischen Ansätzen, hat diese auf innersprachliche Prozesse reduziert. Um die gesellschaftliche Relevanz wie auch die gesellschaftliche Durchdringung von Signifikationsprozessen betrachten zu können, muss das der Sprache ›Äußere‹, so Kristeva, wieder mit in die Sprachbetrachtung herein geholt werden, allen voran das Subjekt, das allerdings als eine die Zeichen produzierende Instanz ein immer schon durch den Signifikationsprozess hervorgerachtes ist. Die Frage nach dem Äußeren muss deshalb früher ansetzen, und zwar

9 | Dies ist freilich eine etwas andere als durch den Titel dieses Bandes *Das Zusammenspiel der Materialien in den Künsten* anvisierte Perspektive, die nicht so sehr das Mit- und Ineinander unterschiedlicher Materialien adressiert (vgl. dazu auch Kleinschmidt 2012), sondern stattdessen Internaterialität als konzeptionelle Bedingung und Beschaffenheit produktiver Materie fokussiert. Allerdings zeigt sich nicht zuletzt anhand von Kristevas Materielektüren (genauso wie ein Blick auf die Geschichte der Ästhetik), dass die Debatten um die Materie und das Material diskursgeschichtlich nicht losgelöst voneinander funktionieren, auch wenn sie sich disziplinär sehr unterschiedlich zu verorten scheinen: die Materie traditionell eher in der Philosophie und in den Naturwissenschaften, das Material hingegen in der Kunstgeschichte und den Kunstwissenschaften.

bevor das Subjekt sich als solches in der Sprache bzw. im Symbolischen konstituiert hat.¹⁰ Das Subjekt stellt für sie also keineswegs nur einen Diskurseffekt dar, wie es gemeinhin poststrukturalistischen und dekonstruktiven Positionen zugeschrieben wird, sondern sie interessiert sich vielmehr ganz explizit für den Prozess der Subjektwerdung, für den Übergang und für das Ankommen des Subjekts in der Sprache respektive im Symbolischen.¹¹ Hierfür steht schließlich auch die Psychoanalyse ein, die es Kristeva erlaubt, sich der vorsymbolischen oder vorsprachlichen präödiptalen Phase des Menschen zuzuwenden. Mit Blick auf ihre Auseinandersetzung mit philosophiegeschichtlich relevanten Positionen führt sie dies zugleich zur Materie, genauer gesagt zu etwas, das sie in Anlehnung an Platons *Timaios* ›chora‹ nennt.

DIE CHORA ALS AKTEURIN

In der Kosmologie des *Timaios* wird die ›chora‹ von Platon als ›dritte Gattung‹ neben dem ›Seienden‹ und dem ›Werden‹ eingeführt, derer Platon offenbar bedarf, um die Entstehung und vor allem die Veränderungen und Wandlungen der Welt erklären zu können. Die chora tritt dabei in der Welt nicht selbst in Erscheinung, sondern fungiert als ›gestaltloses‹ und der Wahrnehmung entzogenes ›Raumgebendes‹, in dem die Form als Seiendes ihre Abbilder hervorbringt. Sie kann dem Werden nichts hinzufügen.¹² So zumindest eine der Varianten, die Platon selbst explizit als ein Familienmodell ausführt, in dem die chora den weiblichen Part übernimmt¹³ und das entsprechend in den Gender Studies als Gründungsnarrativ für das Gendering von Form und Materie gilt. Im weiteren Verlauf des Textes wird die Beteiligung der chora als Aufnehmende oder Raumgebende jedoch noch in weiteren Varianten erzählt: u.a. als die einem ›Getreideeinigungsgesetz‹ vergleichbare Bewegung, welche durch ihre Schüttelbewegungen die schweren Teile von den leichten trennt und auf diese Weise eine spezifische Verteilung der unterschiedlichen Teile im Raum initiiert. Die Ordnung der Teile bzw. die sie anordnende Bewegung

10 | Vgl. Kristeva 1978: 32-35.

11 | Vgl. Pritsch 2008: 222-234.

12 | Vgl. Platon 1992: 75-85.

13 | Vgl. ebd.: 81.

entsteht bei Platon allerdings erst durch das Einwirken des Demiuigen. Die Bewegungen der chora selbst sind »unausgewogen«, da sie auf untereinander ungleiche Kräfte zurückgehen. Durch die ordnende Hand des Demiuigen entstehen dann Feuer, Erde, Wasser und Luft, deren Spuren jedoch schon in der chora enthalten sind, so dass sie selbst zu einem »Viel-fältigen« wird.¹⁴

Als Materie wird die chora im *Timaios* jedoch nicht bezeichnet. Ist von einer Materietheorie bei Platon die Rede, so bezieht sich die Forschung in der Regel auf seine Ausführungen zu den Elementen, die als eine Re-formulierung der vorsokratischen Atomtheorie gelesen werden und die schon Prinzipien der modernen Materiebeschreibung antizipieren, insofern als sie die kleinsten Teilchen nicht mehr stofflich, sondern mathematisch entwerfen.¹⁵ Wenn die chora auch nicht auf das referiert, was seit Aristoteles als *hylē* (Materie) firmiert, so lässt sie doch eine materielle Interpretation im Sinne einer *prima materia* zu, die allem zugrunde liegt, wie nicht zuletzt die zahlreichen Attribuierungen und Vergleiche im *Timaios* zeigen: Die chora ist wie eine »formbare Masse«, ein »Abdruckstoff« oder eine »Grundmasse« für eine Salbe oder einen Duft.¹⁶ Wenn die chora überdies räumlich gedacht und als in sich bewegt entworfen wird, so erlaubt dies zudem, dieses Zugrundeliegende im Anklang an die moderne Feldtheorie als eine Art dynamisch-materielles »Feld« zu denken.¹⁷

Diese Vorstellung eines räumlich-materiellen, in sich bewegten, in sich unterschiedenen und der symbolischen Repräsentation vorgängigen Prinzips scheint auch das zu sein, was Kristeva an Platons chora interessiert:

Den Terminus *chora* entlehnen wir Platons *Timaios*; er soll eine noch ganz provisorische, im wesentlichen mobile Artikulation kennzeichnen, die aus Bewegungen und deren flüchtigen Stasen besteht. [...] Unser Diskurs – der Diskurs ganz allgemein – läuft ihr [der chora, SGK] zuwider, das heißt, er beruht auf ihr, doch gleichzeitig setzt er sich von ihr ab, da die *chora* zwar bezeichnet und reguliert werden, aber nie endgültig hergestellt werden kann – so daß sie sich wohl ermitteln und

gegebenenfalls mit Hilfe einer Topologie beschreiben läßt, sich aber der Axiomatierung entzieht.¹⁸

In ihrer Entlehnung überschreibt Kristeva die Platon'sche chora jedoch sofort – und zwar in zweifacher Weise: Zunächst, indem sie sie als »semiotisch« bestimmt. Wenn die chora in irgendeiner Form vorsprachlich, also ein Außen der Sprache sein soll, das dennoch für die Signifikation relevant ist, so muss sie sich als ein Ort erweisen, der für sprachliche Prozesse und Zeichenformierungen potenziell offen, ja diesen affin ist. Diese Prädisposition schreibt ihr Kristeva mit Hilfe des »Semiotischen« ein, das für sie kein Ort der Zeichen ist, sondern dem Zeichenhaftigkeit ihrer etymologisch geleiteten Definition nach insoweit anhaftet, als darin »Unterschiedenheit« festgestellt werden kann: »Spuren«, »Vorzeichen« oder »Bahnungen«, die sich zu Zeichen formieren, die genauso gut in der Bewegung der chora aber auch wieder verworfen werden können.¹⁹ Insofern ist die chora also eine provisorische und sich stetig verändernde Artikulation, die den Anfang jedes Signifikationsprozesses ausmacht, eine dem Symbolischen vorgelagerte und zugleich inhärente außersprachliche Genese.

Dass diese semiotische chora dabei nicht im Status eines theoretischen Konzepts oder gar einer der Derrida'schen *différance* vergleichbaren dekonstruktiven Bewegung verbleibt, dafür steht Kristevas zweite Übersetzung ein, die sie im Rückgriff auf die Psychoanalyse vollzieht.²⁰ Die auf Unterschiedenheit gründende Eigenbewegung der semiotischen chora veranschaulicht Kristeva nämlich im Rekurs auf Freud's Triebtheorie, welche die Triebe bekanntlich genau an der Scharnierstelle zwischen Körper und Psyche ansiedelt: Auch die Triebe bzw. die so genannten Primärvorgänge führen zu Bahnungen oder Stasen, wenn sich ihre Einschreibungen »verschleiben«, ihre Energien »verdichten« und »diskrete Energiemengen« bilden. Diese Stasen und Markierungen können dann entweder wieder verworfen oder durch biologisches und gesellschaftliches Einwirken verstetigt werden.²¹ Die semiotische chora ist für Kristeva allerdings nicht nur ein vergleichbares materiel-räumliches Prinzip, sie

14 | Vgl. ebd.: 85-87; Kristeva 1978: 232f., Fn. 17.

15 | Vgl. Erler 2007: 451-453.

16 | Vgl. Platon 1992: 79-81.

17 | Vgl. Erler 2007: 460; Weizsäcker 1992: 1095.

18 | Kristeva 1978: 36.

19 | Vgl. ebd.: 35f.

20 | Vgl. ebd.: 150.

21 | Vgl. ebd.: 36.

wird von ihr auch im gleichen Zug in diese ontogenetische Subjektwerdung eingeschrieben:

Mit Hilfe einer Subjekttheorie, wie sie die Theorie des Unbewußten bereithält, läßt sich aus diesem rhythmischen Raum [gemeint ist die chora, SGK] – noch ohne Thesen und Setzung – der Konstituierungsprozeß der Singgebung ablesen. [...] Die kinetische Funktionalität, an die wir bei der chora denken, gilt für die Zeit vor der Setzung des Zeichens; sie ist deswegen auch nicht kognitiv in dem Sinne, daß sie von einem schon konstituierten Erkenntnissubjekt getragen würde. Die die semiotische chora organisierenden Funktionen lassen sich, genetisch gesehen, nur im Lichte einer Theorie des Subjekts erklären, die dieses nicht auf ein Verstandes-subjekt verkürzt, sondern in ihm auch den Schauplatz der vorsymbolischen Funktionen freilegt. [...] Es geht also um präödicale, semiotische Funktionen, um Energieabfuhr, die den Körper im Verhältnis zur Mutter binden und orientieren.²²

Die semiotische chora markiert also die präödicale Phase der Subjektentwicklung, in der die Trennung zwischen Kind und Mutter noch nicht vollzogen ist. Wenn Kristeva die semiotische chora, die in diesem Kontext ja ein unentschiedenes Feld zwischen Mutter und Kind markiert, als mütterliche bezeichnet,²³ so schreibt sie die mit Platons *Timaios* verbundene semantische Kodierung fort, mit dem Effekt, dass sie in dieser Zone der Ununterschiedenheit in der Subjektgenese das mütterliche Außen akzentuiert. Ein Außen ist die chora natürlich nur insofern, als man von einer Homogenität des Subjekts und einer auf das Symbolische reduzierten Sprachlichkeit ausgeht. Tut man dies nicht, so ist man eher an dem Ort, an dem unterschieden, aber noch nicht getrennt wird, an dem das Materielle, hier der semiotisierende (durch Triebe gelenkte) Körper, wirkt. Die chora beschreibt aus dieser Perspektive eher einen unausweichlichen Zwischen- und Übergangsraum und fügt dem Symbolischen eine »Feldtheorie des Leibes«²⁴ ein.

Der Clou an Kristevas *chora*-Entwurf aber ist, dass sie trotz der mütterlichen Kodierung nicht die durch die Gender Studies so prominent gemachte Narration des Familienmodells aufgreift (männliche Form dringt in die weibliche chora ein und bringt Sprösslinge hervor), sondern an der

22 | Ebd.: 38.

23 | Vgl. ebd.: 37f.

24 | Mersch 1999: 127.

Vorstellung einer selbst bewegten chora festhält. Die Formierung des Symbolischen hängt dann nämlich nicht so sehr von einer die Bewegung initiierenden oder hervorbringenden männlichen Form ab. Die Position des Vaters (respektive des Demijungen) wird aufgegeben. Kristeva spricht aus Genderperspektive neutraler von biologischen und gesellschaftlichen Strukturzwängen, die auf die chora einwirken.²⁵ Sie verschiebt also den Akzent und setzt mit ihrer (psychoanalytisch motivierten) Narration nun die semiotische chora mit ihren Triebabläufen an den Anfang eines jeden Entstehungs- oder Transformationsprozesses, insofern diese solchen Prozessen überhaupt erst Raum und Materie gibt.²⁶

DIE HETEROGENITÄT DER MATERIE

Von »Materie« ist im Kontext der Kristevaschen Ausführungen zur chora allerdings kaum die Rede. Überhaupt taucht die Materie in diesem ersten Teil der *Revolution der poetischen Sprache* nur vereinzelt auf. Dies ändert sich schlagartig mit Beginn des zweiten, in dem die Bewegungen der semiotischen chora im Rekurs auf Hegel und Freud mittels der Begriffe der »Negativität« und des »Verwerfens« neu gerahmt werden. Die »Negativität«, so wie Hegel sie fasst, enthält Kristeva zufolge nämlich »die Möglichkeit [...] einen materialistischen Prozeß zu denken«²⁷.

Schon in der *Phänomenologie des Geistes* ist die Negativität dem Einfluß des Eins und des Verstandes ausgesetzt, auch da, wo sie sich als ganz und gar materiell und unabhängig darstellt – wo sie dem, was wir als semiotische chora bezeichnet haben (Triebabläufen und deren Funktionsweise) am nächsten kommt, das heißt, wo sie sich als *Kraft* darstellt.²⁸

Der Begriff der Negativität bezeichnet bei Hegel zunächst so etwas wie das Organisationsprinzip oder den Motor der dialektischen Bewegung,

25 | Vgl. Kristeva 1978: 37f.

26 | Vgl. Köhler 2004. Freilich eröffnet Kristeva mit dem Festhalten an der weiblichen Kodierung, wie sich an ihren späteren Schriften denn auch zeigt, den Weg für eine dezidiert weibliche Ethik.

27 | Kristeva 1978: 115.

28 | Ebd.: 119.

die als beständig perpetuierender Vermittlungsprozess zum absoluten Wissen führen soll. Obwohl die Negativität als Begriff dem Register des Theoretischen angehört, will Kristeva sie dennoch als ein dem Begrifflichen bzw. dem Geistigen heterogenes Moment verstanden wissen, welches das Geistige als ein ihm Äußerliches in Bewegung versetzt: Den Bewegungen der Negativität kommt die »Objektivität eines Gesetzes« zu, das der »Logik der Materie«²⁹ folgt, so Kristeva. Sie verweigert also die Hegelsche Aufhebung, da Hegel selbst, so ist bei ihr zu lesen, die Bewegungen der Negativität als ein »ganz vom Gedanken freies!«³⁰ Spiel der Kräfte ausgeführt hat, das sich »jenseits des Bewusstseins«³¹ vollziehe. Erst im weiteren Verlauf, »zum Schutz für und im Hinblick auf die subjektive Einheit des Verstandes, aber auch der Vernunft«,³² wird dieses Spiel bei Hegel, so Kristevas Argument, zurückgedängt und im Begriff aufgehoben.

Mit dieser Deutung der Negativität schafft Kristeva eine neue Rahmung für den Hegelschen Vermittlungsprozess: Nicht das Bewusstsein oder der Geist werden als Ausgangs- und Zielpunkt der Vermittlung gesetzt und die Negativität als ein diesem Vermittlungsprozess inhärentes Moment verstanden, sondern die Negativität wird gleichsam selbst zu einem initiatorischen und vorgängigen Prinzip. Der für diese Hegel-Lektüre vorausgesetzte Konnex von Materie und Kraft, den Kristeva für ihre Deutung der Negativität stark macht (dass nämlich die Negativität ihrer semiotischen chora dort am nächsten komme, wo sie sich »materiell«, d.h. »als Kraft darstell«³³), geht auf die seit dem 18. und 19. Jahrhundert diskursgeschichtlich vorherrschende und im Rahmen der Mechanik entworfene Kodierung von Materie-Bewegungen als Kraft zurück, die im Übrigen auch Hegels Semantisierung der Materie in der *Phänomenologie des Geistes* (1807) bestimmt, wenngleich er selbst sich kritisch zur mechanischen Materiekonzeption insbesondere von Newton und Kant verhält und es ihm in der *Phänomenologie* auch nicht um eine naturphilosophische Beschreibung derselben geht.³⁴

29 | Ebd.: 117.

30 | Hegel 1986a: 110; Kristeva 1978: 119.

31 | Ebd.: 120.

32 | Ebd.: 121.

33 | Ebd.: 119.

34 | Vgl. Bousiepen 1977; Falkenburg 1987.

In den ersten Kapiteln der *Phänomenologie* geht es um die Formen des Bewusstseins, in denen sich das Wissen von der sinnlichen Welt darstellt und die Hegel wie folgt unterteilt: »sinnliche Gewisshheit, »Wahrnehmung« und »Verstand und Kraft. Der Wahrnehmung als Vermittlungsprozess zwischen Gegenstand und Bewusstsein scheinen dabei die »selbständigen Materien« entgegenzustehen. Obwohl Kristeva sich auf Hegels Ausführungen zur Wahrnehmung nicht eigens bezieht, bereiten sie ihr Argument doch vor. Ausgangspunkt für Hegel ist die Frage, wie der Ablauf der Wahrnehmung eines Dings im Bewusstsein zu konzipieren ist, wenn diese das Ding sowohl als allgemeines Eines wahrnimmt und zugleich der unmittelbaren Gewisshheit der vielen einzelnen Eigenschaften des Dings Rechnung trägt. Die Hegelsche Antwort weist die Wahrnehmung als einen Prozess der Vermittlung aus, der zunächst das unmittelbare Einzelne der Eigenschaften im Allgemeinen aufhebt, dabei aber die Differenz zwischen den Eigenschaften aufbewahrt. Die einzelnen, konkreten Merkmale des Dings werden dabei gleichsam zu allgemeinen Eigenschaften bzw. zu »freien Materien«, die in ihrer Entgegensetzung in der Wahrnehmung des Dings wiederum aufgehoben werden müssen.³⁵ Das Ding wird auf diese Weise zu einem »wahrhaften *Auch* erheben, indem es eine Sammlung von Materien und, statt Eins zu sein, zu einer bloß umschließenden Oberfläche wird.«³⁶ Die Prozesshaftigkeit der Wahrnehmung betrifft bei Hegel dann aber nicht nur die Gegenstandskonstitution, sondern auch das Bewusstsein, das durch die Wahrnehmung seinerseits als Wahrnehmendes bestimmt wird. Es gelangt nicht mehr zu einem »reinen Auffassen«, sondern nur noch zu einem spezifischen, welches das Wahre verändert hat, so dass in der Folge der Wahrnehmungsprozess erneut durchlaufen werden muss.

Wenn das Bewusstsein »zu dem Anfang zurückgeworfen und wieder in denselben, sich in jedem Momente und als Ganzes aufhebenden Kreislauf hineingerissen«³⁷ wird, so durchläuft es einen Prozess, der sich schon sehr in die Nähe einer Kristevs'schen Denkbewegung rücken lässt. Die projizierte Autonomie der Materie, die sich in der Rede von der »freien Materie« oder den »selbstständigen Materien« ausdrückt, unterstützt eine solche Lektüre, denn Hegels Reformulierung der Eigenschaften eines

35 | Vgl. Hegel 1986a: 94-101.

36 | Ebd.: 101.

37 | Ebd.: 98.

Dinge zu selbständigen Materien entwirft sie gewissermaßen als autonome Formen mit einer eigenen ›Existenz‹, die über das Ding hinausgehen und zugleich das ›Wesentliche‹ der Dinge sind.³⁸ In den Hintergrund tritt bei einer solchen Lektüre freilich der Status der Materie. Für Hegel ist sie eine Beschreibungskategorie, ihre Selbstständigkeit wird in der Zusammenschau der Hegelschen Denkbewegung entsprechend schnell wieder getilgt, wenn sie in der Reflexion unter die »Herrschaft der Form«³⁹ tritt.

Kristeva, die diese letzte Denkbewegung verweigert, vollzieht im Fortlauf ihrer Lektüre dann noch eine weitere entscheidende Verschiebung des Hegelschen Arguments. Diese betrifft dieses Mal die Doppelbewegung der von ihr als Kraft identifizierten Negativität. Hier wendet sie sich nun explizit der *Phänomenologie des Geistes* zu, und zwar Hegels Überlegungen zur Darstellung des Gegenstandes im Denken (›Verstand und Kraft‹), Naturwissenschaftlich gesprochen geht es dort um den »Übergang [...] von der chemischen Analyse der Eigenschaften eines Dings zur Physik der Kräfte«⁴⁰. Dieser Logik folgend wird denn auch der Kraftbegriff zentral, den nach Hegel zugleich ›Äußerung‹ wie auch ›Zurückdrängung‹ kennzeichnen:

Das eine Moment derselben [der Kraft, SGK], nämlich sie als Ausbreitung der selbstständigen Materien in ihrem Sein, ist ihre *Äußerung*; sie aber als das Verschwundensein derselben ist die in sich aus ihrer *Äußerung zurückgedrängte* oder die *eigentliche Kraft*.⁴¹

Mit dieser Aufspaltung der Kraft in ihre Äußerung und ihre Zurückdrängung verschenkt die idealistische Dialektik für Kristeva ihr »stärkste[s] Moment«⁴². Wird Kraft ernsthaft als eine solche Doppelbewegung (von Äußerung und Zurückdrängung) konzipiert, so lässt sie sich weitestradikal fassen, wenn sie selbst als »Spaltung«⁴³ verstanden wird. Als solche würde ihre Beteiligung an der Konstitution des thetischen Verstan-

38 | Hegel 1986b: 139-142; Mersch 2002: 141f.

39 | Hegel 1986b: 94.

40 | Bontsepen 1977: 149.

41 | Hegel 1986a: 110; Kristeva 1978: 119.

42 | Ebd.: 120.

43 | Ebd.

des nämlich erst offensichtlich, da sie dann dem Verstand voraus und zugleich über ihn hinaus ginge.⁴⁴

An Kristevas Hegel-Lektüre zeigt sich die ganze Ambivalenz des Projekts: Materie als vordiskursives Prinzip zu fassen, das dennoch theoretisch konzipiert und sprachlich dargestellt werden muss. Entsprechend betont sie, dass Hegels Negativität in ihrer Lektüre mehr sei als bloß theoretisches Konzept (natürlich auch mehr als eine logische Negation), aber auch mehr als nur eine negative Größe im Kantischen Sinne.⁴⁵ Sie will Negativität grundsätzlicher verstanden wissen als eine dem setzenden Verstand gegenläufige, weil vorgängige, materiell-semiotische Bewegung, welche die Setzungen des Verstandes hervorbringt, aber auch verwerfen kann. Sie will sie

als die transsubjektive, transideale und transsymbolische Trennungsbewegung der Materie [...] denken, mit der die Voraussetzungen für das Symbolhafte erst hergestellt und infolge eines Sprungs die Symbole selbst erst erzeugt werden, ohne daß die Negativität mit ihnen oder ihrer logischen Oppositionsentsprechung zusammenfielen.⁴⁶

Sofern sich diese Trennungsbewegung in selbstständigen Materien äußert, werden sie als dem Verstand heterogenes Prinzip sichtbar, sie ›zeigen sich‹, mit Mersch gesprochen, ohne zu bedeuten.⁴⁷ Diese Vorstellung vom Ding als einer ›Sammlung von selbstständigen Materien‹ deutet dann aber noch eine andere, bei Kristeva ebenfalls angelegte Lesart der heterogenen Materie an. Die Heterogenität der Materie ist nämlich nicht

44 | Vgl. ebd.

45 | Vgl. ebd.: 121, 163.

46 | Ebd.: 122.

47 | Eine in diesem Punkt strukturell vergleichbare Hegel-Lektüre hat Dieter Mersch in seiner Monographie *Was sich zeigt* vorgelegt, in der er im Rückgriff auf den späten Schelling und dessen Hegel-Kritik dieses ›Sich-Zeigen‹ der Materie in Hegels Texten gegen Hegel profiliert. Entsprechend akzentuiert Mersch in diesem Zusammenhang allerdings auch immer wieder das Nicht-Bedeuten, während Kristeva eher die Konstruktion des Thetischen durch diese materielle Bewegung anvisiert (vgl. Mersch 2002: 139-158).

nur das ›Anderer‹ des Verstandes, sondern ebenso dieses ›Auch‹. »Materien«, so heißt es bei Hegel, sind »wesentlich porös«⁴⁸.

die eine [Materie existiert] in den Zwischenräumen der anderen [...]. Diejenigen, die sich in den Zwischenräumen der anderen befindet, ist aber auch selbst porös, und in den Zwischenräumen einer jeden befinden sich alle anderen, wie sie sich mit den übrigen in diesen Poren befindet. Sie sind daher eine Menge, die sich so gegenseitig durchdringt, daß die durchdringenden von den anderen ebenso durchdrungen werden, daß somit jede ihr eigenes Durchdrungensein wiederdurchdringt.⁴⁹

Die Annahme, dass Materie eine homogene Entität sein und gerade deshalb eine zuverlässige, weil handhabbare Kategorie oder Ausgangsbasis in einem Reflexionsprozess darstellen könnte, wird damit verabschiedet. An ihre Stelle tritt eine grundsätzliche Poly- oder Intermaterialität.

Mit ihrer »materialistischen Lektüre Hegels«⁵⁰ bewegt sich Kristeva in weiten Teilen im Fahrwasser des dialektischen Materialismus, bis sie erneut, wie schon in ihrer Platon-Lektüre, eine psychoanalytische Übersetzung der Hegel'schen Terminologie vollzieht und den Begriff der Negativität in seiner Bewegung mit der Freud'schen Verwerfung gleichsetzt, weil diese ebenso im Akt des Verwerfens das Objekt erst als ein ›Draußen‹ konstituiert.⁵¹ Die psychoanalytische Rahmung führt nun dazu, dass die Subjektkonstitution nicht zuletzt auch im Sinne eines sprachlichen Prozesses wieder in den Blick rückt. Zudem nutzt Kristeva die Psychoanalyse, um das materielle Moment in der Bewegung der Negativität respektive des Verwerfens endgültig aus dem Register des Begrifflichen zu lösen. In ihrer materialistischen Lektüre der Hegel'schen Dialektik kam der Materialität der Negativität vor allem die Funktion zu, das Wechselverhältnis zwischen dem Subjekt auf der einen Seite und der Objektivität von Natur und Gesellschaft auf der anderen zu markieren.⁵² Freuds Triebtheorie, der die Verwerfung ja entnommen ist, ermöglicht es nun, Materie über ihre diskursgeschichtliche Semantisierung als Kraft

48 | Hegel 1986b: 143.

49 | Ebd.: 145.

50 | Kristeva 1978: 122.

51 | Vgl. ebd.: 128f.

52 | Vgl. ebd.: 124.

hinaus als ›reale‹ Materialität oder Stofflichkeit zu profilieren, siedelt sich die Triebtheorie doch an der Schnittstelle »vom Psychischen zum Somatischen« an:

Uns interessiert die materialistische Dialektik, die Freud damit nahelegt: die Heteronomie der Triebe, nicht ihre Dichotomie. Zwar gehören sie der Materie an, sind aber nicht ausschließlich biologische Substanz, da sie Biologie und Symbolik in eins setzen, gleichzeitig aber in der Dialektik des Körpers scheiden, der die Praxis besetzt.⁵³

Materie wird von Kristeva also nicht nur als Stofflichkeit gedacht, sondern, und hier erhält die Rede von der Heterogenität der Materie eine dritte Wendung, mit einem konstitutiven bzw. signifizierenden Potenzial entworfen, das vor allem für Kristevas sprachtheoretische Perspektive wichtig ist. Dem Verwerfen, d.h. dem Prozess der Materiespaltung als Bewegung der Sinngebung, ist mit der Bildung von Bahnungen und Markierungen ein ihm eigenes semiotisches Potenzial inhärent. Dieses sieht Kristeva nicht zuletzt in der ›Textpraxis‹ der modernen Literatur realisiert, wenn es als materiel-semiotische Bewegung der Sprache dem Durchqueren und Verwerfen des Theitischen Raum gibt. Mit anderen Worten, Kristeva führt abermals eine Verschiebung ihrer Begrifflichkeit durch, von der Negativität über das Verwerfen nun hin zur Textpraxis.⁵⁴

VON DER INTERTEXTUALITÄT ZUR INTERMATERIALITÄT

Ziel der materiellen (Text-)Bewegung ist der ›Einbruch ins Theitische‹,⁵⁵ in den Raum sprachlicher Setzung und Identifizierung; allerdings nicht als Selbstzweck, sondern ausgerichtet auf eine Neuartikulation des Theitischen. Hierfür steht schließlich auch der gesellschaftskritische Fokus der Kristeva'schen Betrachtung ein. Diesem zufolge sollen die gesellschaftlichen Verhältnisse im Rekurs auf eine aus den Zwängen der kapitalistischen Produktionssphäre befreiten Tätigkeit (deren prädestinierter Ort die Künste und die Literatur sind) verändert, aber nicht ins Chaos gestürzt

53 | Ebd.: 171.

54 | Vgl. ebd.: 186.

55 | Vgl. ebd.: 66.

werden.⁵⁶ Die materiellen Bewegungen der chora sind also nicht losgelöst vom Thetischen zu betrachten, sondern als dessen Bedingungen. Mithin verbleiben sie auch immer auf das Thetische verwiesen. Eine Hypostasierung der chora führt vielmehr in einen »neurotischen Diskurs«, der fälschlicherweise von ihrer Autonomie ausgeht, statt die wechselseitige Verwiesenheit zu erkennen.⁵⁷ Deshalb muss der Einbruch der chora auch den Ausdrucksregeln und Möglichkeiten der symbolischen Ordnung folgen – natürlich nicht um Wahrheit zu erzeugen, schließlich ist die gesamte *Revolution der poetischen Sprache* darauf ausgelegt, die Absolutheitsansprüche einer außersprachlichen Wahrheit zu zerstören. Ein solcher Einbruch muss vielmehr »wahrscheinlich« sein, wie Kristeva in ihrem Bemühen um eine Reformulierung des literaturhistorisch so wichtigen *mythis-Begriffes* schreibt. Gemeint ist damit aber auch, dass er an den semiotischen Prozess der chora rückgebunden bleiben muss und diesem mit zur Darstellung verhilft. Für das Subjekt bedeutet dies, dass es gerade nicht als Ursprungsinstantz des Thetischen imaginiert, sondern als Subjekt eines materiell-semiotischen Prozesses sichtbar wird. Das Gesagte ist nicht abgetrennt, sondern steht »in innerer Abhängigkeit [...] von einem Aussagesubjekt, das sich vom transzendentalen ego darin unterscheidet, daß die semiotische chora nicht aus ihm verbannt«⁵⁸ wurde.

Die Verfahren, nach denen ein solcher Einbruch des Semiotischen stattfindet, leitet Kristeva mit »Verschiebung« und »Verdichtung« zunächst aus Freuds Traumtheorie ab, nicht ohne ihnen dann aber ein Drittes hinzuzufügen: die »Transposition«, die insbesondere dem Gedanken des Einbruchs als Veränderung und Transformation des Thetischen Rechnung tragen soll. Es geht um einen »Übergang von einem Zeichensystem zu einem anderen«.⁵⁹ Bemerkenswerterweise sieht Kristeva die Transposition als Nachfolgebegriff zu dem von ihr andernorts geprägten und für die Literaturtheorie so wichtigen Begriff der Intertextualität. Bedarf an einer Neuformulierung sieht sie, weil Letzterer in der Rezeption zu »Quellenkritik« zu verkommen droht, aber auch, weil der Begriff der Intertextualität die »Dringlichkeit einer Neuartikulation des Thetischen«⁶⁰ nicht in

56 | Vgl. ebd.: 113.

57 | Vgl. ebd.: 60.

58 | Ebd.: 66.

59 | Ebd.: 69.

60 | Ebd.

gleicher Weise auszudrücken vermag wie der der Transposition. Diese Identifizierung der Transposition mit Intertextualität, die Kristeva in der *Revolution der poetischen Sprache* vornimmt, ist bemerkenswert, führt sie doch zu einer ganzen Reihe von konzeptionellen Verschiebungen – geht es in ihrem Aufsatz *Bachin, das Wort, der Dialog und der Roman* (1967) doch darum, ausgehend von der Bachin'schen Dialogizität das Wort und dann auch den Text als einen Resonanzraum vielfältiger Stimmen und auch Semiosen aufzumachen, die sich nicht aus der Kommunikation zwischen Subjekten, sondern aus Textrelationen ergeben: »An die Stelle des Begriffs der Intersubjektivität tritt der Begriff der Intertextualität«,⁶¹ so das viel zitierte Diktum. Im Vergleich zu ihrem früheren Aufsatz steht in der *Revolution der poetischen Sprache* nun tatsächlich nicht so sehr die durch Intertextualität hervorgerufene Ambivalenz eines Textes und seiner Bedeutung im Vordergrund, als vielmehr eben die Reartikulation des Thetischen. Zudem rückt durch die Rückbindung der Transposition an die Bewegungen der semiotischen chora das Subjekt wieder in den Blick. Die Neuartikulation des Thetischen wird von der Subjektgenese aus entwickelt, die das Subjekt zu einem veritablen Subjekt im Prozess bzw. der (materiellen) Textpraxis werden lässt.⁶² Und – das ist für den Zusammenhang hier vielleicht der wichtigste Punkt – der Rückbezug der Transposition auf die semiotische chora öffnet den Blick auf das Material.

Fragt man nach dem Ort in der Sprache, an dem die materiell-semiotische chora spürbar wird, so führt dies zu dem, was gemeinhin mit Kristeva als die »Materialität der Sprache« bezeichnet wird, was sie aber auch kurz »Text« nennt.⁶³ Bemerkenswerterweise fasst sie darunter nicht nur eine spezifische Materialität des Signifikanten im Sinne eines Laut- oder Zeichenträgers, sondern auch »Rhythmus«, »Lexik« und »Syntax«, also Sprachstrukturen, denen gerade nicht ohne Weiteres eine solche Materialität zugeordnet werden kann.⁶⁴ In der Wahl der Begrifflichkeit »Materialie« oder »Materialität« drückt sich also auch hier weniger der Verweis auf schiere Stofflichkeit aus, als vielmehr die Opposition zu einem Sprach- und Subjektverständnis, das Sprache auf Bedeutung und das Subjekt auf ein transzendentales Ego reduziert. Kristevas Text hingegen ist signifizie-

61 | Kristeva 1972a: 348.

62 | Vgl. Pritsch 2008: 228f.; Angerer 2007: 57.

63 | Vgl. Kristeva 1978: 107.

64 | Vgl. ebd.: 109.

rend, weil er sich aus einer der Sprache eigenen semiotischen Materialität speist, die losgelöst von einer Subjektinstanz wirkt. Hier schließt sie nun auch an ihre frühere Konzeption der Materialität der Sprache an, wie sie sie etwa in ihrem Aufsatz *Zu einer Semiotologie der Paragramme* (1967) mit Bezug auf de Saussures Anagramme entworfen hat. Zwar verwendet sie dort nicht eigens den Begriff der Materie. Ihre Profilierung von Polyvalenz, die u.a. auch aus Klang- und Schriftmustern resultiert, gegen die dominante Umgebung der Linearität der Sprache ist in der Forschung aber wiederholt als Materialität der Sprache gelesen worden.⁶⁵ Nicht zuletzt ihre in zeitlicher Nähe zur *Semiotologie der Paragramme* erschienene Monographie *Le langage, cet inconnu* (1969), in der sie die Materialität der Sprache als linguistisch relevante Analyseperspektive einführt,⁶⁶ legt dies auch nahe. Bezeichnenderweise beschreibt Kristeva auch schon die paradigmatische Produktivität des Textes als eine Form von räumlicher Dialogizität, kommunizieren die Textelemente doch wider die lineare Ordnung wie in einem »tabulären Modell.«⁶⁷ Damit wird nicht nur ihr wenig später dann explizit ausformulierter Intertextualitätsbegriff vorbereitet, sondern dieser indirekt, wie sich rückblickend zeigt, auch schon mit einer der Sprache inhärenten materiell-räumlichen Produktivität versehen.⁶⁸

Semiose, d.h. der Einbruch ins Thetische, muss bei Kristeva jedoch nicht zwangsläufig innerhalb der Sprache stattfinden, Transposition nicht immer zwischen Texten: »Das neue Zeichensystem kann durchaus im selben Zeichennmaterial erzeugt werden [...] es kann aber auch einem anderen Zeichennmaterial entlehnt werden«,⁶⁹ also etwa von einer »Karnevalsszene in einem geschriebenen Text überführt werden,⁷⁰ was

65 | Vgl. Kristeva 1972b; Isekennmeier 2007.

66 | Vgl. Kristeva 1981.

67 | Vgl. Kristeva 1972b: 174f.

68 | Mit der These, dass literarische Produktivität auf die Materialität sprachlicher Strukturen selbst zurückgeht (vgl. Mersch 1999: 117-119 und Angerer 2007: 34-36), verabschiedet Kristeva zudem (nicht nur in *Zu einer Semiotologie der Paragramme*), wie schon der Russische Formalismus und dann der Strukturalismus Jakobson'scher Prägung, die Einbildungskraft des Subjekts als produktive Instanz des literarischen Imaginären, die im ausgehenden 18. Jahrhundert als solche doch gerade Einzug in die Ästhetik gehalten hatte.

69 | Kristeva 1978: 69.

70 | Vgl. ebd.

eine Transposition zwischen einer performativen Aufführung und einem Text wäre. Dies kann natürlich auch für Übergänge zwischen anderen semiotisierenden Systemen wie Bild, Skulptur, Installation formuliert werden. Kristevas früherer Intertextualitätsbegriff hat solche Übersetzungsprozesse prinzipiell auch schon mit eingeschlossen, aber nicht offensiv ausgestellt.⁷¹ Stattdessen ist dieser weite Textbegriff in der Folge eher als disziplinäre Hybris kritisiert worden. Dem begegnet der Begriff der Transposition, wenn die Reartikulation des Thetischen explizit als Transposition in einem Zeichennmaterial oder gar zwischen unterschiedlichen gedacht wird und diese sich dann je nach Perspektive als intertextuell, intermedial und/oder intermaterial erweisen kann. Vor allem aber macht der Begriff der Transposition, wie Kristeva ihn in der *Revolution der poetischen Sprache* entwickelt, klar, dass der Prozess der Transposition mit der semiotischen chora seinen Anfang einer heterogenen und in sich differenzierten Materie verdankt, die in der Reartikulation des Thetischen im Text(-Material), aber auch in anderen als signifizierend kodierten Materialien mitklingt und die Idee einer Homogenität des Textes oder des Materials als Konstruktion des Thetischen ausstellt.

LITERATUR

- Angerer, Eva (2007): Die Literaturtheorie Julia Kristevas. Von Tel Quel zur Psychoanalyse, Wien: Passagen.
- Bischoff, Doerte (2002): Ausgesetzte Schöpfung. Figuren der Souveränität und Ethik der Differenz in der Prosa Elise Lasker-Schülers, Tübingen: Niemeyer.
- Bonsiepen, Wolfgang (1977): Der Begriff der Negativität in den Jenaer Schriften Hegels, Bonn: Bouvier.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Erler, Michael (2007): Platon. Die Philosophie der Antike, Bd. 2/2, Basel: Schwabe.

71 | Jürgen E. Müller spricht mit Bezug auf Kristevas Bestimmung der Transposition in der *Revolution der poetischen Sprache* von einer »Komplementarität des Intertextualitäts- und Intermedialitätsbegriffs (Müller 1998).

- Falkenburg, Brigitte (1987): Die Form der Materie. Zur Metaphysik der Natur bei Kant und Hegel, Frankfurt a.M.: Athenäum.
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986a): Phänomenologie des Geistes. Werke, Bd. 3, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986b): Wissenschaft der Logik II. Werke, Bd. 6, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Isekemeier, Guido (2007): »Textuelle Performativität als Produktion von Sinn. Julia Kristevas Texttheorie und die Semiotologie der Paragramme«, in: Matthias Buschmeier/Till Dembeck (Hg.), Textbewegungen 1800/1900, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 72-90.
- Kleinschmidt, Christoph (2012): Internaterialität. Zum Verhältnis von Schrift, Bild, Film und Bühne im Expressionismus, Bielefeld: Transcript.
- Köhler, Sigrid G. (2004): »De-Gendering Materiality. Zu Materialitätsdiskursen und ihrer Rhetorik – und zu materiell-semiotischen Flecken und Agenten«, in: Sigrid G. Köhler/Jan Christian Metzler/Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), Prima Materia. Beiträge zur transdisziplinären Materialitätsdebatte, Königstein/Taunus: Helmer, S. 117-146.
- Köhler, Sigrid G. (2013): »Produktivität der Materie«, in: Sigrid G. Köhler/Hania Siebenpfeiffer/Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): Materie. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte, erscheint im Suhrkamp Verlag Berlin.
- Kristeva, Julia (1972a): »Bachtin, Das Wort, der Dialog und der Roman«, in: Jens Ihwe (Hg.), Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven, Bd. 3, Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M.: Athenäum, S. 345-375.
- Kristeva, Julia (1972b): »Zu einer Semiotologie der Paragramme«, in: Helga Gallas (Hg.), Strukturalismus als interpretatives Verfahren, Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, S. 163-200.
- Kristeva, Julia (1978): Die Revolution der poetischen Sprache, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kristeva, Julia (1983): *Le langage, cet inconnu. Une initiation à la linguistique*, Paris: Éd. du Seuil.
- Lindinger, Manfred (2012): »Die Zeit nach dem Higgs-Boson«, in: FAZ vom 11.7.2012, S. N1.

- Mersch, Dieter (1999): »Das Semiotische und das Symbolische: Julia Kristevas Beitrag zum Strukturalismus«, in: Joseph Jurt (Hg.), Von Michel Serres bis Julia Kristeva, Freiburg i.Br.: Rombach, S. 113-133.
- Mersch, Dieter (2002): Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis, München: Fink.
- Müller, Jürgen E. (1998): »Internaterialität als poetologisches und medientheoretisches Konzept. Einige Reflexionen zu dessen Geschichte«, in: Jörg Helbig (Hg.), Internaterialität. Theorie und Praxis eines interdisziplinären Forschungsgebiets, Berlin: Schmidt, S. 31-41.
- Platon (1992): *Timaios*, Hamburg: Meiner.
- Pritsch, Sylvia (2008): Rhetorik des Subjekts. Zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen, Bielefeld: Transcript.
- Weizsäcker, Carl Friedrich von (1992): *Zeit und Wissen*, München/Wien: Hanser.